

Münchener Universitätsreden

NEUE FOLGE

Heft 13

Feier des 150. Geburtstages von Adalbert Stifter
in der Aula der Universität
am 10. 2. 1956

Eröffnungsansprache des Rektors Melchior Westhues

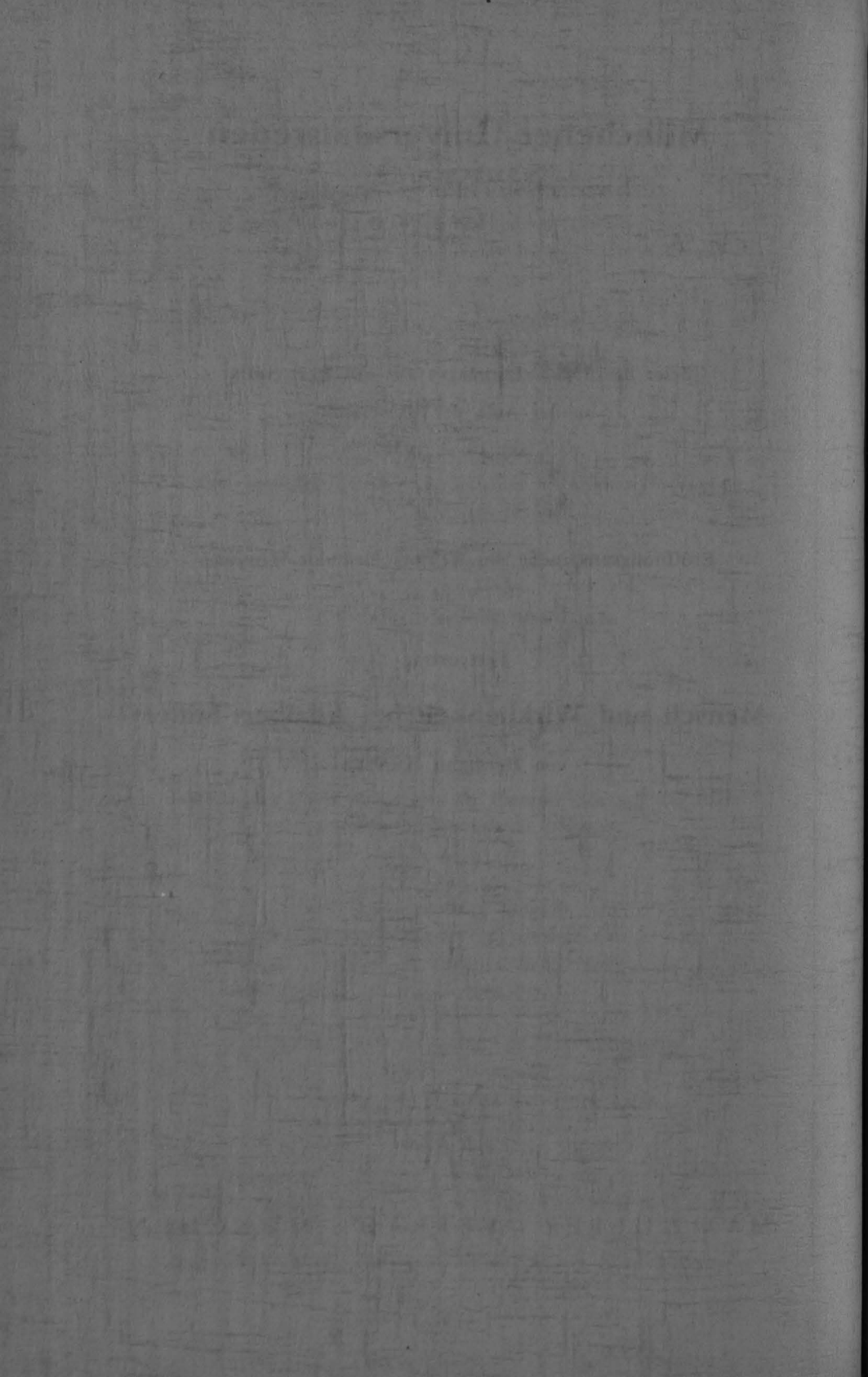
Festvortrag

Mensch und Wirklichkeit bei Adalbert Stifter

von Hermann Kunisch



MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN



Eröffnungsansprache

des Rektors der Universität Melchior Westhues

Hochgeehrte Damen und Herren!

Im Juni des Jahres 1954 wurde die Büste Adalbert Stifters feierlich in die Walhalla bei Regensburg aufgenommen als „Merkmal allgemeiner und unauslöschlicher Dankbarkeit und Liebe“.

Das war nicht immer so um Stifters Ruhm. Der Kreis seiner Freunde schrumpfte vielmehr schon zu seinen Lebzeiten zusammen, und sein Begräbnis war mehr das eines Hofrates und Schulmannes, als eines Dichters.

Die Humanitätsidee, die sich zum Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt hatte, stellte den Menschen, die Mitte der Dinge, auch als Meister der Welt dar, und Humanität hieß nur der Glaube an seine schrankenlose Selbstherrlichkeit.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts jedoch und besonders nach dem 1. Weltkrieg, als das allgemeine Leid sichtbar wurde, fand man zu jener Ehrfurcht zurück, deren mächtigster Kündler Adalbert Stifter gewesen ist.

Seine Menschen ertragen den Himmel nicht, sie verlassen den Boden nicht und können nicht unmittelbar an jenem Licht teilnehmen, das nur geschaut und angebetet werden kann. Das Unbeständige will Stifter mit dem Beständigen nicht verwechseln. Es ist die Landschaft, der ruhende Raum, der das wechselvolle menschliche Dasein umschließt. Man meint, es würde einfach beschrieben, die Heide, der Hochwald, die Steppe; man könnte alles gelassen betrachten, in heiterer Stunde und sich wieder entfernen. Aber auf einmal sind wir einer großartigen Monotonie verhaftet und stehen einem sakralen Bezirk gegenüber, dämonisch erschreckend für den, der das Eigene sucht, gnädig für den Frommen, der sich dem übermächtigen Willen in Demut beugt (Staiger).

Überall zeigt sich Stifters Bestreben, dem selbstgefälligen, nur um sich bemühten und auf seine Stärke pochenden Menschen seiner erregten Zeit, der „groß und klein“ so sicher zu trennen vermeint, das „sanfte Gesetz“ der Sitte gegenüberzustellen, kraft dessen das Ganze des Lebens besteht.

Der wesentlichen Eigenschaft eines Künstlers entsprechend, uns eine neue Art des Lebens zu lehren, hat Stifter uns „die Reflexe des Lichts in den Wolken, in der Landschaft, das Spiel des Windes in den Gräsern, das Leben und Weben und ewige Wachsen des Waldes, der Wiesen, der Heide,

das Brausen des Stromes, das erbarmungslose Wüten der Elemente offenbart, wie sein Malerauge sie erfaßte, und den einfachen, gesund empfindenden Menschen unlösbar mit der Natur verbunden.“ Nicht romantisch, vielmehr auf Schritt und Tritt um Klarheit ringend, von der Liebe zur Natur „zum Verständnis der Naturwissenschaft fortschreitend“. Statt der blauen Blume wählte er die fünfblättrige wilde Waldrose als Sinnbild seines Lebens.

Stifters Wirken aus seiner Einstellung zu Mensch und Wirklichkeit werden wir jetzt von Herrn Professor Kunisch erfahren, dem auch die Anregung zu dieser Stunde zu verdanken ist.

Die Münchener Universität aber sieht sich besonders veranlaßt, Stifters Geburtstag zu feiern, weil der bayerische und böhmische Wald, der eigentliche „Stifterraum“, noch etwa zu ihrem Weichbild gehören. Auch stand Stifter München nahe. Die Maler Münchens und seine Malschule und besonders seine Ausstellungen haben es ihm immer angetan, und er erwähnt sie als Kunstkritiker oft bewundernd und als vorbildlich. Er spricht von München, das wie durch ein Wunder in kurzer Zeit zur Weltkunststadt geworden ist und die Fremden durch die Kunst anziehe. 1846 schreibt er im Wiener Boten über das „Erlebnis in München“, jenes Erlebnis mit dem Marmorbild des Nachsommers, das wie jedes echte Meisterwerk ein solches einfaches Verständnis bietet, daß es von den einfachsten Menschen wie vom Kunstkenner begriffen wird. Und an Heckenast schreibt er: „Ich möchte vielleicht eine kleine Reise nach München machen, denn ich lechze schon nach den Kunstsachen dort und nach manchem Meister, der mich wieder zu neuen Dingen begeistert.“ Und 10 Jahre später nochmals: „wenn mir einmal das Geschick gönnen sollte, meinen dauernden Wohnsitz in München nehmen zu können — im Sommer ist München ein Wunderort.“

Was aber die Universität im Besonderen angeht, sei folgendes gesagt: Die Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts geht auf die Beherrschung des Daseins aus. Wenn sie Gesetze ergründet, so bleibt ihr Ziel, die Natur sich dienstbar zu machen; die Physik mündet in Technik, Chemie und Biologie in Medizin. Das Recht zu solcher Zielsetzung bestreitet Stifter nicht. Doch lag ihm daran, zu zeigen, daß Wissenschaft auch aus anderen Gründen entspringen könne als aus dem Willen zur Macht. Sein Heinrich Drendorf steht betroffen vor dem Farbenglanz in Sternen und Blüten und möchte sich ihren Zauber erklären; er untersucht das Klima, weil ihm die mannigfaltigen Gestalten der Wolken wunderbare Erscheinungen sind; zu den Tieren geht er über, nachdem er an einem Wasser einen toten Hirsch gefunden hat: Das ist harmlose Wissenschaft, die dem platonischen Staunen entstammt, und das Staunen steigert sich zu dem Plan, die Erdgeschichte zu erforschen, und immer bleibt die Demut des „Einschießsels Mensch“ vor dem Gegenstand.

Das sind Gedanken Stifters, die dem heutigen Streben nach dem studium universale wieder vertraut sind.

Und was unsere erregten Zeitläufte anlangt, mag gesagt sein: Wer Stifter liest, wird nicht neurotisch, und wer neurotisch ist, möge Adalbert Stifter lesen.

So soll diese besinnliche Feier des 150. Geburtstages Adalbert Stifter gewidmet sein.

Ich danke Herrn Direktor Dr. Festl und seinen Musikanten für die feierliche Umrahmung dieser Stunde. Ich danke Herrn Kollegen Kunisch.

Mensch und Wirklichkeit bei Adalbert Stifter

Von Hermann Kunisch

Magnifizenz, meine sehr verehrten Damen und Herren, meine lieben Studentinnen und Studenten!

Kunst ist eine Weise der Weltdeutung, aber auch der Welterhaltung. In der Kunst kommen Mensch und Welt zu sich, ihre Wirklichkeit, ihre Wahrheit „setzt sich ins Werk“. Wenn also im folgenden von dem Menschen und seinem Verhältnis zur Wirklichkeit im Werke Stifters gesprochen wird, so wird damit von der Kunst dieses Dichters gesprochen. Denn dieses Sich-ins-Werk-Setzen der Wahrheit der Welt geschieht nur in der Form, um die der Dichter so intensiv und innig gerungen hat.

Um den Namen Adalbert Stifter hat sich das Mißverständnis gebildet, daß er ein Idylliker sei. Die eine Seite dieses Mißverständnisses ist die, daß Stifter der Dichter „der Käfer und Blumen“ sei, und daß er diese Dinge beschrieben habe, weil ihm der Mensch und sein Geheimnis unbekannt geblieben sei. Wer Stifter liest, weiß, daß er ein Dichter der Natur ist, vor allem ein Dichter der Landschaft, daß er sogar einer der größten Landschaftler unserer Literatur ist. Aber das ist nur eines und nicht das Wesentliche. Und wer die Landschaftsschilderungen in der Dichtung Stifters einmal übersieht, etwa jenen Blick, den er immer wieder von den frühesten Erzählungen bis in die letzte Fassung der „Mappe meines Urgroßvaters“ hinein dargestellt hat, den Blick vom Dreisesselberg in das Tal der Moldau hinunter bis an den Rand der Alpen, wer diese Darstellung in ihren verschiedenen Stufen verfolgt, der sieht, daß der Dichter von der beseelten Wiedergabe des Naturbildes übergeht zu der Erfassung des Raumes, in dem der Mensch siedelt und zu Hause ist. Ein Vergilisches und Benediktinisches Element setzt sich immer stärker in der Naturbeschreibung Stifters durch. Die Natur ist, je weiter er in seiner Dichtung fortschreitet, immer mehr um des Menschen willen da, ist der Ort, wo dieser gründend und bauend und Menschliches wirkend anwesend ist. Eine andere Seite dieses Mißverständnisses hat sich an den „Nachsommer“ geknüpft, die große und beglückende Mitte des Stifterschen Werkes, wenn dieser „Nachsommer“ gedeutet wurde als der Traum eines Menschen, der der Gegenwart und ihren Bedrängnissen entflieht und in ein entschwundenes Paradies sich zurückträumt, im Rosenhaus eine Welt sich aufbaut, die es nicht mehr gibt, weil er mit der Welt, wie sie da ist und wie es sie gibt, sich nicht abfinden kann. Auch das stimmt nicht. Der „Nachsommer“ ist nicht der Traum eines Menschen, der das gegenwärtige Leben nicht bewäl-

tigt, sondern ist der Versuch, Leben aus erkannten Gründen neu zu bauen; nicht Vergangenes noch einmal im verklärenden Nachsommer- und Spätsommerlicht wieder aufzurufen, sondern aus der Erkenntnis, daß die Welt der Wiedereingründung, der Festigung, der Bewahrung bedarf, ein neues Dasein vorbildlich zu entwerfen, wie er es als das Notwendige, wenn der Mensch in seinem Wesentlichen gerettet werden sollte, erhoffte. Dies alles heißt nun anders ausgedrückt, daß, wie sehr auch Stifter ein Dichter der Natur gewesen sein mag, er nicht ein Dichter der Natur im Sinne der Idylle, und auch im menschlichen Raum nicht ein Dichter des Idyllischen und Abgewandten gewesen ist, sondern daß seine Absicht ganz genau und sehr wesentlich auf den Menschen geht, wie er sein soll, auf den Menschen als einen, dem die Dinge zu ihrem und seinem Heil anvertraut sind. Seine schönste Gestalt aus der „Mappe meines Urgroßvaters“, die er in vierter Fassung auf dem Sterbebett noch geschrieben hat, den Obristen, läßt er sagen, daß er „manches von dem menschlichen Herzen und manches von den menschlichen Schicksalen kenne“. Das ist ein Satz, in dem Stifter sozusagen durch den Mund einer seiner Gestalten aussprechen läßt, was ihn auszeichnet. Denn er hat das Recht, von sich sagen zu dürfen, daß er manches von dem menschlichen Herzen und manches von den menschlichen Schicksalen kenne. Deswegen berief er sich, wenn er seine Dichtung gegen Verkennung und Ablehnung verteidigen mußte, auf sein „Herz“, das er in allen seinen Erzählungen „ausgeredet“ habe. Darunter verstand er nichts Gefühlvolles und Gemüthhaftes, sondern die Grundrichtung seiner Kunst auf das Menschliche, auf ein Abbilden des Einfachen, Reinen der Menschheit. Darum unterschied er sich von den „Büchermachern“, die Absichten hätten und Zwecke verfolgten außerhalb dieser Mitte, und stellte sich als ein das Menschliche Suchender zu Goethe: „Ich bin zwar kein Goethe; aber einer aus seiner Verwandtschaft“.

In einem Brief an einen Münchner Maler, dem er sich verwandt fühlte, hat er das Wesen seiner Arbeit zusammengefaßt. Was sie beide täten, indem sie Kunst schüfen, bedeute, „ein Höchstes der Menschheit fester gründen und einpflanzen zu helfen“. „Dadurch“, fährt er dann fort, „wird mitgearbeitet an dem Werke, daß der Mensch menschlicher werde, daß sich seine Stirne kläre, und daß von ihr die Abkunft strahle, die er hat“. Dieses also, die „Entdeckung“, wie Goethe es genannt hat, eines Grundbildes vom Menschen, des Menschen, der auf seiner Stirne die Abkunft erkennen läßt, die er hat, das ist die eigentliche Absicht des Dichters Stifter gewesen.

Stifter meinte, wenn er dichtete, den Menschen, und dabei nicht, das ist ja schon im Grunde deutlich geworden, den Menschen einer verdünnten, blassen Innerlichkeit, wie man ihn vielfach in der Dichtung jener Jahrzehnte antrifft. Er bildet keine „schönen“ Seelen. Auch Natalie im „Nach-

sommer" ist keine schöne Seele; sie ist das auch, aber sie ist mehr. Stifter sieht den Menschen im Verhältnis zum Wirklichen, zu der Wirklichkeit, zu dem, was sich um ihn herum begibt; nicht einen Menschen, der sich zurückziehen möchte in eine schöne, sanfte Innerlichkeit. Natalie, so zart und innig sie ist, ist nicht nur ein gefühlsvolles Wesen, sondern sie sucht mit Ernst und Bestimmtheit den ihr zugewiesenen Lebenskreis als Gefährtin des schaffenden Mannes zu verstehen und zu erfüllen. Wie für Heinrich, so ist für sie die Frage in der inneren und äußeren Mitte des Romans und die Antwort an seinem Ende Setzung und Umschreibung ihres Wesens: „Das reine Familienleben ... ist gegründet, es wird, wie unsre Neigung und unsre Herzen verbürgen in ungeminderter Fülle dauern, ich werde meine Habe verwalten, werde sonst nützen und jedes, selbst das wissenschaftliche Bestreben hat nun Einfachheit, Halt und Bedeutung“. Es geht bei Stifter um die Weise, wie der Mensch da ist, wie er lebt, wie er sich dem Umgebenden einfügt und in Ausdruck und Gestalt Mitte eben jenes Umgebenden wird. Dies bildet sich selbstverständlich erst langsam heraus und ist in der Jugendliteratur nur eben angedeutet; aber ist bereits da und von rückwärts gesehen, kann man diese Absicht des Dichters schon in den ganz frühen Dichtungen finden.

Der Wandel läßt sich klar ablesen an dem Wandel seiner Prosa, die, je weiter Stifter kommt, immer dichter, genauer, fester, „körniger“ wird, und immer mehr zu der reinen Höhe heraufwächst, die sie innerhalb der deutschen Prosa hat. Das bedeutet, daß an die Stelle schöner, stimmungshafter, mit Auge und Ohr empfundener Naturszenen — denken Sie etwa an die Mondschein- und Seelandschaften im „Hochwald“, oder noch an ähnliche Schilderungen im „Nachsommer“ — die Darstellung der Natur als eine auf den Menschen und seine erhaltende Arbeit Angewiesene, oder erst in seinem Gefühl zu sich selber Kommende, tritt. Man könnte viele Beispiele sammeln, wie Sätze innerhalb der verschiedenen Stufen eines Werkes, also etwa der „Mappe“, in der wir den Vorgang am deutlichsten verfolgen können, Träger dessen werden, was Stifter als sein Eigentliches erkannt hat: den Menschen zu zeigen in dem Umkreis des Wirklichen als ein im Wirklichen Da-Seiender. In den ersten Fassungen sehen solche Sätze ganz einfach aus wie impressionistische Naturschilderungen, still, innig, liebevoll ergriffen. Später drücken sie dann, bis in den Gang, in die Gliederung des Satzes hinein, aus, was hier innerlich gemeint ist, daß der Mensch eingelassen ist, selbstverständlich in den selbstverständlichen Gang der Natur. Das wird von Stufe zu Stufe eines solchen Satzes, den wir oft in vierfacher Form überschauen können, in zunehmendem Maße sinnlich greifbar, hörbar, im Rhythmus hörbar, im Satz anwesend. Ehe ein solcher auf dem Sterbebett geschriebener Satz wie dieser: „Und der Tag verging, und der nächste verging, und immer mehrere vergingen, und die Sonne

stand am Himmel, die Getreide wuchsen, die Bäche rauschten, nur daß sie dahin war, und daß es war wie der Verlust einer goldenen Mücke", ehe dieser Satz geschrieben werden konnte, in dem jemand, der seine Frau durch einen Unglücksfall verloren hat, inne wird, daß in dem selbstverständlichen Vorhandensein der Dinge die Gewähr des Überdauerns gegeben ist, mußte viel an innerem Wachsen geschehen. In der ersten Fassung — dies war die vierte dieses Satzes — ist das, was dort gemeint ist, wohl ausgesprochen, aber im Satz, in dem Bau und dem Klang des Satzes noch nicht vorhanden; wohl mit Worten gesagt, aber als Gestalt noch nicht erreicht. Dort heißt der Satz nämlich so: „Aber als er (nämlich Gott) keine Antwort gab, und liebeich seine Sonne, seine Sterne, seinen Regen und Tau, seine goldenen Früchte alle heraufführte, da erkannte ich, wie mein Unglück in diesem unermeßlichen Haushalte eigentlich ein unbedeutend Ding sei, ein Verlust, wie der einer kleinen goldenen Mücke“. Und nun hören Sie bitte noch einmal die letzte, die vierte Fassung dieser Stelle: „Und der Tag verging, und der nächste verging, und immer mehrere vergingen, und die Sonne stand am Himmel, die Getreide wuchsen, die Bäche rauschten, nur daß sie dahin war, und daß es war wie der Verlust einer goldenen Mücke“. Das Selbstverständliche der Natur, ihr gleichmäßiger, unbeirrter Gang, ihr Geduld und Vertrauen aussagendes Wesen erscheint in der wundervollen, stillen Gliederung dieses Satzes und tritt nun in Beziehung zu dem Menschen, der durch das Unglück aus seiner Gesichertheit herausgeworfen wurde. Indem der dort Sprechende die Natur so sieht, geht aus ihrer Unbeirrbarkeit und Stille Kraft und Heilung in ihn über. Das muß nicht mehr ausdrücklich beredet werden („da erkannte ich...“), das ist in der Weise dieser Sprache unausgesprochen gegenwärtig.

Der Mensch in seinem Verhältnis zum Wirklichen um ihn herum, das ist das Absehen Stifters, und das heißt zunächst, daß diese Wirklichkeit, die den Menschen umgibt, begriffen wird als ein Seiendes. Der Mensch bezieht sich auf das ihn Umgebende, wie auf etwas, das da ist, und das, weil es da ist, in der Wahrheit ist: „omne ens est verum“. Das ist ein alter Satz, und es ist wahrscheinlich, daß Stifter ihn von seinen Benediktinischen Lehrern gehört hat. Weil sie da sind, sind die Dinge wahr; und der Mensch erkennt sie als seiende, und damit als wahr. Goethe hat so versucht — auf seiner italienischen Reise wird das besonders deutlich —, das, was vorhanden ist, als seiend zu begreifen, und, weil seiend, als wahr. Als er bei Venedig aus dem Meer ein Seetier aufnahm, sagte er: „Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches herrliches Ding! Wie abgemessen in seinem Zustande, wie wahr, wie seiend!“ Das ist ganz genau die Haltung Stifters, und darin unterscheidet er sich von der Wirklichkeitsauffassung — ich kann es hier nur andeuten — der Literatur des „Jungen Deutschland“. Dort wird das, was sich begibt, was vordergründig erscheint, gese-

hen; hier bei Stifter werden die Dinge gesehen, wie sie sind, als Seiende und als Seiende in ihrer Wesenheit, das ist in ihrer Wahrheit. Der Ausdruck „Wesenheit“, den Stifter von Goethe übernimmt, ist einer seiner Lieblingsausdrücke, und ihm setzt er gleich das Wort „Gegenständlichkeit“; und wenn er von dem spricht, was er als Dichter zu tun habe, dann sagt er, daß er „das Angesicht der Dinge“ entdecken will, „wie die Dinge in der Welt ihr Angesicht haben“. Das Gleiche bezeichnet er auch mit einem Ausdruck, den Jakob Grimm zu gebrauchen pflegt, wenn er von den Gegenständen der alten Zeiten spricht: „die Unschuld der Dinge“, wobei das Wort „Ding“ in einem ganz weiten Umfang genommen werden muß: vom einfach unbewegten Gegenständlichen über die belebten Dinge bis zu den menschlichen Verhältnissen hin, versucht er alles zu sehen, wie es ist, und er nannte das, Ehrfurcht vor den Dingen haben. Im „Nachsommer“ heißt es, daß der Freiherr von Risach, in seiner Zeit, als er Staatsmann gewesen war, die Dinge genommen habe, wie sie sind, weil er Ehrfurcht vor den Dingen hatte: „Ich konnte es schon in meiner Jugend nicht leiden, wenn man ein Ding zu etwas anderem machte, als es war.“ Thomas von Aquin hat den Sinn des Studiums der Philosophie dahin bestimmt, nicht „zu erfahren, was andere gesagt haben, sondern zu erfahren, wie die Wahrheit der Dinge sich verhält“. Dieser alte abendländische Zug ist bei Stifter in völliger Reinheit erhalten. Das ist nicht so sehr gemeint im Sinne einer Abhängigkeit — wenn auch Stifter in seiner Jugend der Gedankenwelt des Thomas begegnet ist — sondern vielmehr als ein Beruhen im gleichen Grunde, als ein aus Tradition und Wesensart stammendes unbewußtes Festhalten des „alten Wahren“. „In Sachen der Natur“, heißt es wieder im „Nachsommer“, „muß auf Wahrheit gesehen werden“; aber jene Wahrheit der Dinge in Sachen der Natur ergibt sich erst, wenn man ruhig vor den Dingen steht, wenn man nicht mit eigenen Wünschen und Begehungen sie trübt, sondern wenn man von ihnen zurücktritt, Abstand nimmt, um die Dinge das sein zu lassen, „was sie von sich aus“, so sagt Stifter, sein wollen. Und so versucht er auf jene von sich absehende, ganz das Gegenständliche meinende Weise zu erfahren, wie das Wesen der Dinge ist. Man hat Stifter nachgesagt, er sei ein Kakteensammler und Hundeliebhaber gewesen. Das ist ohne Zweifel richtig. Wenn man das aber dahin deutet, daß er mit diesen Dingen ein Abseitiges geliebt habe, um sich dem Wesentlichen zu entziehen, so greift man fehl. Es gibt eine wunderbare Stelle im „Nachsommer“, wo gesagt wird, daß das Erkennen und Lieben auch der einfachsten Dinge Abglanz eines Erkennens der letzten Dinge ist; und da heißt es dann am Schluß, und sicher spricht der Dichter von sich selbst: „Wer gar nicht mehr liebt, d. h. wer auch die dem Alter zukommende Vorliebe und Liebhaberei für kleine Dinge nicht kennt, der kennt auch Gott nicht und der betet nicht.“ Er betrachtete auch die Liebhabereien

des Alters, die Spiele des müde werdenden Herzens als in dem Zusammenhang des Erkennens des Ganzen und Letzten stehend.

Aber damit ist noch nicht alles gesagt. Wir müssen noch einen Schritt weiter gehen, wenn wir Stifter als einen Dichter begreifen wollen, der den Menschen im ganzen Umkreis des Seienden, des Wirklichen sieht. Nicht nur muß das Wirkliche gesehen werden, wie es ist und ungetrübt von allen Wünschen des Menschen, sondern das Verhalten des Menschen hat sich danach zu richten, wie er die Dinge erkennt. Der Freiherr von Risach nennt als letzte Aufgabe des Menschen, alles zu tun, was die Dinge für sich fordern. Damit ist mehr und Tieferes gemeint als sachgerechtes Verhalten, als ein Handeln nach der Sache — auch das ist gemeint —; vielmehr der Grund des menschlichen Verhaltens liegt in der Erkenntnis der Wahrheit der Dinge und in der Liebe, die aus solchem Erkennen erwächst. Daraus folgt dann ein Handeln, das in der Natur der Sache begründet ist, und das der Forderung der Dinge entspricht. Und dieses, ein Handeln, das der Forderung der Dinge entspricht, muß deswegen auf das Sein der Dinge gegründet werden, weil die Dinge ein Recht haben, das zu sein, wozu sie angelegt sind, und das ganz zu werden, was sie eigentlich werden wollen. So begründet der Freiherr von Risach auch sein äußeres Handeln, seine staatsmännische Tätigkeit: „So wie ich in der Kindheit oft den abgezogenen Begriffen eine Gestalt leihen mußte, um sie halten zu können, so habe ich oft in gereiften Jahren im Staatsdienste, wenn es sich um Staatsbeziehungen, um Forderungen anderer Staaten an uns oder unseres Staates an andere handelte, mir die Staaten als einen Körper und als eine Gestalt gedacht und ihre Beziehungen dann an ihre Gestalten angeknüpft. Auch habe ich nie vermocht, die bloßen eigenen Beziehungen oder den Nutzen unseres Staates allein als das höchste Gesetz und die Richtschnur meiner Handlungen zu betrachten. Die Ehrfurcht vor den Dingen, wie sie an sich sind, war bei mir so groß, daß ich bei Verwicklungen, streitigen Ansprüchen und bei der Notwendigkeit, manche Sachen zu ordnen, nicht auf unsern Nutzen sah, sondern auf das, was die Dinge nur für sich forderten, und was ihrer Wesenheit gemäß war, damit sie das wieder werden, was sie waren, und das, was ihnen genommen wurde, erhalten, ohne welchem sie nicht sein können, was sie sind“. Solches Handeln aber ist ein Tun nach dem Gewissen und dem Willen Gottes. So hat Stifter es im „Witiko“ ausgedrückt, in einem Gespräch — einem der hohen Gespräche, würde Stifter sagen —, zwischen Witiko, dem Gründer eines neuen Geschlechts und eines neuen Staatswesens, und seinem Berater, dem Bischof Sylvester. Witiko der dem Bischof sein Wollen und seine Absichten zu erklären sucht, sagt: „Ich suchte zu tun, was die Dinge fordern“. Und darauf antwortet ihm der greise Priester: „Und wenn Du zu tun strebst, was die Dinge fordern, so

wäre gut, wenn alle wüßten, was die Dinge fordern, und wenn alle täten, was die Dinge fordern; denn dann täten sie den Willen Gottes“.

Dieser ganze Zusammenhang von Erkennen und Handeln, daß der Mensch zu erkennen habe, was die Dinge sind und nach diesem Erkennen ihnen das zu geben habe, was ihnen gebührt, das heißt für Stifter, nach dem Gewissen handeln und den Willen Gottes tun. Dafür hat er vom „Nachsommer“ an, aber vor allem im „Witiko“, der im Sprachlichen das zuchtvollste und keuscheste Werk seiner Feder ist, das Wort das „Rechte“ geprägt; nicht das Wort „das Recht“. Er wußte und hat darunter gelitten — wir leiden heute immer noch darunter — daß das Recht und das Rechte nicht mehr ineinander gehen, so wie Wissen und Weisheit nicht mehr ineinander gehen, welches beides einmal ineinander über gegangen ist. Dieses Wort „das Rechte“ faßt zusammen, was Stifter gemeint hat, wenn er den Menschen als einen Seienden unter den Dingen betrachtet hat.

Im Einzelnen nun bedeutet dieses über das Verhältnis des Menschen zum Wirklichen Gesagte, daß das „einfache Leben“ verwirklicht werde. Wir haben viele Versuche in unserer Dichtung, das einfache Leben zu entdecken. Stifters Versuch ist einer der größten neben denen von Goethe, Gotthelf und Gottfried Keller. Auf den einzelnen Menschen bezogen, heißt das einfache Leben, „daß er selber etwas werde“. So drückt es der Obrist in der „Mappe“ aus, und sehr ähnlich sagt Heinrich Drendorfs Vater im „Nachsommer“, als er sich vor seiner Umgebung dafür rechtfertigen will, daß er seinen Sohn nicht für einen bestimmten Beruf habe ausbilden lassen: „Der Mensch sei nicht zuerst der menschlichen Gesellschaft wegen da, sondern seiner selbst willen. Und wenn jeder seiner selbst willen auf die beste Art da sei, so sei er es auch für die menschliche Gesellschaft.“ Im weiteren Bereich des Menschlichen verwirklicht sich das einfache Leben in dem „sanften Gesetz“, von dem Stifter in der Einleitung zu den „Bunten Steinen“ spricht, dem „Gesetz der Sitte, . . . das will, daß jeder geachtet, geehrt, ungefährdet neben dem anderen bestehe, . . . daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle andern Menschen ist. Dieses Gesetz siegt überall, wo Menschen neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken.“

Beides zusammen, daß ein Mensch „selber etwas werde“, ehe er für die anderen etwas sein kann, daß er also sich selbst ausbilde zu dem ihm Möglichen, und daß er dann mit den anderen nach dem „sanften Gesetz“ in Gerechtigkeit und Liebe lebe, bedeutet für Stifter, daß der Mensch die ihm eingeschaffene Gottähnlichkeit bewahre. Daraus ergibt sich für den Künstler die Aufgabe, diese Gottähnlichkeit auch in seinen Gestalten sichtbar zu machen: „Die einzige künstlerische Todsünde ist die gegen die ursprüngliche Gottähnlichkeit der menschlichen Seele.“ In dem gleichen

Brief, in dem dieser Satz steht, heißt es dann als weitere Umschreibung des eben Genannten, daß die Bilder einer Dichtung nur dem Einen „harmonisch dienen sollen“, der „Darstellung der objektiven Menschheit als Widerschein des göttlichen Waltens“. Damit will er sagen, daß der Dichter darzustellen hat, was der Mensch als Lebender und Handelnder ist, wirkt und schafft, „die objektive Menschheit“, dieses Menschliche aber als Abglanz einer göttlichen Ordnung, so wie der Mensch in seiner Seele nach dem Gleichnis Gottes gebildet ist. Diese menschliche Welt ist umso gültiger und wahrer, je mehr sie „Widerschein“ göttlicher Ordnung ist. Einfaches Leben ist nach Stifter die Seele in ihrer Gottebenbildlichkeit und die menschliche Welt in ihrer Grundform als Wiederholung der Welt und Ordnung Gottes. Schönheit ist demnach die Verfassung eines Kunstwerks, das solchem Gesetz entspricht, und das meint, daß es Größe, Einfachheit und Stille, „Maß, Beherrschung und sittliche Organisierung“ hat. Alles Laute, Übertriebene, Gesteigerte, wie Stifter es in der Literatur des „Jungen Deutschland“ sah, widerspricht dem „einfachen Leben“ und damit der Schönheit.

Um diese seine Auffassung näher zu begründen, hat Stifter in dem gleichen Brief sich auf Grillparzer bezogen, auf dessen Erzählung „Der arme Spielmann“. In diesem wunderlichen Mann, der nicht richtig geigen, kaum eine Geige stimmen kann, der meint, den lieben Gott zu spielen, während die anderen nur Mozart und Bach spielen können, habe Grillparzer die „ursprüngliche“ Gottähnlichkeit der menschlichen Seele erkannt und Gestalt werden lassen. Er, der von seinem Vater verstoßen war, den seine Umgebung verachtet und verlacht, der nur von einer einfachen Frauenseele geliebt wird, ist der eigentlich Überlegene, und, obwohl „armer“ Spielmann, in Wirklichkeit gar nicht arm. So versucht Stifter diese Novelle zu deuten, und ich glaube, daß er recht hat, daß man sie nicht als naturalistische Arme-Leute-Erzählung lesen darf, sondern als versöhnende, weil die Tiefe leuchtend machende Darstellung der „Einfalt sittlicher Größe und Güte“ in dem Bilde des „einfachen Seins eines menschlichen Geistes“, das von den Werten und Maßstäben der klugen und aufgeklärten Welt her gar nicht zu begreifen ist.

Stifter versucht mit seinen eigenen Dichtungen dasselbe zu tun, nämlich jene Grundform eines einfachen Lebens hinter den vielen Wandlungen des Menschlichen zu entdecken, wie der Mensch zu sein und zu leben hat, wenn er im Rechte sein will. Diesen Grundstand des Menschen, der im Rechte ist, in dem die Gottebenbildlichkeit der Seele anschaulich wird, hat er in den verschiedensten Formen auseinandergelegt, vor allem und immer wieder nicht so sehr einen einzelnen Menschen, wie es Grillparzer im „Armen Spielmann“ getan hat, zum Träger dieser Auffassung machend,

sondern, was ihm besonders am Herzen lag, indem er das Miteinander der Menschen aus diesem Rechten, das die Gottebenbildlichkeit der Seele ist, darstellt; ein Miteinander, das auf der pietas ruht, der Ehrfurcht vor dem Menschenbild. Er hat diese Grundformen dargestellt von dem Verhältnis der Geschwister an bis zu dem, was ihm das Höchste gewesen ist, dem einander Erkennen der Liebenden. Für dieses Erkennen, das sich begibt, wenn zwei Menschen einander begegnen, einander aus der Tiefe heraus gewahrwerden und annehmen, hat Stifter in immer neuen Abwandlungen herrliche Beispiele gefunden. Aus Anlaß des Grillparzerschen Spielmannes hat Stifter betont, diese Darlegung eines einfachen Menschenwesens würde nichts bedeuten, wenn der Dichter nur „ein sittliches Wörterbuch oder Verhaltensmaßregeln“ gegeben hätte, statt jene „sittliche Ursprünglichkeit“ sichtbar zu machen in einer Gestalt. So ist es auch bei Stifter, er hat nicht moralische oder geistige Dinge dargestellt, sondern, wo immer er die menschlichen Verhältnisse als Grundformen sichtbar machte, hat er sie vergegenwärtigt an Wesen von ganz eigener Gestalt und eigener Bildung. Die Anna in der „Letzten Mappe“ ist eine der großen Formen seiner Menschendarstellung. Was Schwester-Sein eigentlich ist, und was eine Schwester dem Bruder sein kann, das ist kaum je so lebendig geworden, so Gestalt geworden wie in diesem Geschöpf, das er selbst ein „hohes Geschöpf“ genannt hat. Das Miteinander der Nachbarn, beim Richtfest etwa, das in einer seiner Novellen vorkommt, das ist etwas anderes als das, was in den in jener Zeit häufigen kulturhistorischen Novellen, selbst in solchen hohen Ranges, wie bei Wilhelm Heinrich Riehl etwa, zu finden ist. Das ist nicht der Versuch, Weisen des Gemeinschaftslebens dadurch lebendig und anschaulich zu machen, daß man sie in Dichtform kleidet. Bei Stifter geht es gar nicht um jene soziologischen Verhältnisse, sondern um die ihnen zugrundeliegende innere Form. Das, was Nachbarschaft ist als Ausdruck der Richtung des Menschen auf den Anderen, ihm durch äußere Umstände zugewiesenen, bis in das Verhalten hinein, daß man bestimmte Dinge, wenn man zu dem Nachbarn kommt, nur im Stehen, bestimmte andere Dinge nur im Sitzen sagen kann, das wird hier in Bildern schönster Innigkeit gegenwärtig. „Was ich zu sprechen habe“, sagt der „sanftmütige Obrist“, wie ihn Stifter nennt, zu seinem jungen Freund, dem die Eltern gestorben sind, die er als Arzt nicht hat retten können: „Was ich zu sprechen habe, ist so ernst, daß es wenigstens zum Anfange stehend gesagt werden muß“. In der Zeichenhaftigkeit der menschlichen Verhaltensweise wird tief Menschliches entdeckt und offenbar. So wird auch das Höchste des menschlichen Miteinanders, das Erkennen der Geschlechter, auf das letzte Tragende, auf seinen Grund zurückgeführt, auf das Wort als das Eigentliche, das allem Bestand gibt. Ich weiß, daß hier eine Grenze erreicht ist, der man sich nicht ohne Bedenken nähern darf. Es ist gefährlich und kann zu einem

tiefen Irrtum werden, wenn das menschliche Wort so in seiner Gültigkeit gesteigert wird. Wie es etwa im „Nachsommer“ geschieht, wo Mathilde in ihrer Jugend das Verlöbniß mit Risach auflöst, weil er ihrem Wort nicht geglaubt hat. Dieser großartige Vorgang wiederholt sich dann noch einmal in der „Mappe meines Urgroßvaters“. Hier ist ein Äußerstes an Forderung und Maß erreicht. Aber der Dichter, der gegenüber dem Lärm, der in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum erstenmal in der Dichtungsgeschichte unseres Volkes aufbricht, das Wort zurückgenommen hat an jenen Ort, wo es geschont werden muß, der einer der verschwiegensten Dichter unserer Sprache ist, der hatte vielleicht gerade deswegen das Recht, dem Wort auf der anderen Seite ein solch Äußerstes und Gründendes zuzumuten. Für Stifter stellt sich im Wort, als einem Einfachsten und Letzten, das Grundwesen des Menschen als eines mit anderen Menschen Seienden dar.

Die Grundform, auf die die Liebe der Menschen zurückgeführt wird, ist das diese Liebe aussprechende und damit für immer sichernde Wort, dem gegenüber es keinen Zweifel gibt. Es muß in Demut angenommen werden und noch, wie in der „Mappe meines Urgroßvaters“, gegen den Schein geglaubt werden. Damit erreicht Stifter eine äußerste Einfachheit, die durch all die verschiedenen, in der schweren und innigen Süße ihrer Erscheinung unvergleichlichen Formen der Liebesbegegnung hindurchzuspüren ist. Alle diese Weisen der Liebesbegegnung zwischen jungen und reifen Menschen, die der Hanna und des Victor im „Hagestolz“ sowohl wie die der alternden Mathilde und des Risach und all der anderen, haben Teil an dieser in ihnen verborgenen, ihnen Sinn und Adel gebenden Grundform. Eine solche Rückführung auf ein letztes Gültiges, eine Lebensform Begründendes konnte nur der, der seit der unglücklichen Jugendliebe ein ganzes, schweres Leben hindurch dem Rätsel dessen, was Mann und Frau verbindet, nachgegangen ist, das er endlich zu lösen vermochte in der Einsicht, daß die Liebe der Geschlechter eine der höchsten Weisen ist, in denen göttliche Ordnung und göttliches Sein widerglänzt.

Es gehört zu Stifiers Schönstem, wir sprachen schon davon, daß er seine Einsichten und Wahrheiten nicht in einem „sittlichen Wörterbuch“ dargelegt, sondern in Gestalten höchsten Reizes und sinnlichster Gegenwart gebildet hat. Aber immer hat hohe Kunst an Stellen äußerster Wichtigkeit das Erschaute und Gebildete auch einmal in die deutende Formel gebracht. So ist denn nicht verwunderlich, daß Stifter auch von dem ihm Wichtigsten, der Liebe als dem Abglanz einer höheren Ordnung, in Sätzen fast theologischer Prägung gesprochen hat. Im „Nachsommer“ heißt es: „Die Liebe ist ein Glück, das uns ohne Verdienst vom Himmel gefallen, weil es größer ist als jedes Verdienst.“ Das vertieft er

noch einmal in der „Letzten Mappe meines Urgroßvaters“, in seiner allerletzten Dichtung also, indem er sagt: „Und was hat Gott dem Menschen an dem Menschen gegeben? Eine Tiefe des Glückes, die, wenn wir sie nicht hätten, wir nicht zu ahnen vermöchten“. Liebe ist also nicht nur etwas, das uns ohne Verdienst gegeben ist, das alles menschliche Verdienst übergreift, das gratis ist, Gnade ist, sondern darüber hinaus noch etwas, von dem wir keinen Begriff hätten, ja es nicht zu ahnen vermöchten, wenn es nicht von Gott her vorgeprägt wäre, wenn es nicht Abbild einer anderen Beziehung wäre, die außerhalb des Menschen in Gott begründet ist. Liebe ist so groß und so sehr Seligkeit, daß wir sie nicht hätten erfinden können, daß sie uns erst geoffenbart werden mußte.

Wir haben gesehen, Stifter erkennt die Dinge als seiend und, weil seiend, als wahr; und weil die Dinge so sind, ihr Recht in sich haben, hat das Verhalten des Menschen sich nach der Forderung der Dinge zu richten. Wenn sich aber das Verhalten des Menschen nach den Forderungen der Dinge richtet, dann ist es gut. Und aus dieser Erkenntnis heraus erwächst das Vertrauen, von dem Stifter zu den Dingen der Welt erfüllt ist und das als eine der beglückendsten Tatsachen aus seiner Dichtung immer wieder auf uns zukommt. Nicht das Vertrauen eines Menschen, der sich täuscht darüber, daß die Dinge ja nicht gut sind! Er weiß, daß sie nur in ihrem „Angesicht“, in ihrer „Wesenheit“ gut sind. Nicht das Vertrauen eines Menschen, der sich in ein abseitiges Idyll zurückgezogen hat, weil er nicht vermocht hätte, der Wirklichkeit Stand zu halten, sondern das eines Menschen, der trotz der mit Schmerz und Klarheit eingesehenen Brüchigkeit des Daseins von einem nicht der Welt angehörenden Maßstab her „Ja“ zu sagen vermag. Wir wissen heute, daß die Legende von dem Mann, der von den Welt dingen nichts gewußt habe, eine der Trübungen ist, die die Gestalt Stifters wiederholt erfahren hat. Wir wissen, daß er sehr genau über die historischen, politischen und wirtschaftlichen Vorgänge der Zeit Bescheid gewußt hat, und daß, wenn er das Idyll vom Rosenhaus im „Nachsommer“ gedichtet hat, er es nicht getan hat, weil er fliehen wollte oder die Dinge nicht gekannt hätte. Er wußte, und mit Recht, daß es einfacher sei, „vom Zollverein zu dichten“, als das Rosenhaus zu machen. Wenn er dennoch nicht das Gesellschafts- und Maschinenwesen der Zeit, das Bedrohende und Erschreckende, in seine Dichtung genommen hat, so wie es die Forderung des „Jungen Deutschland“ war, dann deshalb, weil er das Wesentliche der Dinge wollte, das einfache Sein, von dem all die Äußerungen in Wirtschaft und öffentlichem Leben nur Brechungen und meist Trübungen sind. Stifter gewinnt also ein Vertrauen zu den Dingen, nicht deshalb, weil er sie nicht gekannt hätte, sondern weil er hinter ihrem Schein das Wesen suchte und erkannte.

Stifters ganze Dichtung ruht auf dunklem Grunde, auf dem Wissen von der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und der öffentlichen Dinge. In seiner frühesten, erst kürzlich wieder bekannt gewordenen, unvollendeten Dichtung, hat er von der tigerhaften Anlage im Menschen gesprochen. Es komme nur auf die Umstände an, daß sie herauskäme und furchtbar werden könnte. Walter Muschg hat jüngst in einer sehr schönen Studie dargestellt, daß die eigentliche Farbe der Stifterschen Dichtung — und man ist im Augenblick überrascht, daß es so ist — das Grau und das Schwarz gewesen ist; daß gerade seine schönsten Gestalten, selbst eine so anmutige und zarte, ganz im Reize der Jugend stehende Gestalt, die der Natalie, im entscheidendsten Augenblick ihres Lebens ein graues Kleid trägt, das weder das leuchtende Rot der Liebe hat, noch das Blau der Treue. So herrscht auch in seinen Landschaftsbildern neben dem Weiß des Schnees und dem Schwarz des Wassers und dem Dunkel der Wälder das Grau vor. Das alles deutet an, daß wir es nicht mit einem Dichter zu tun haben, der aus irgendeinem idyllischen Bewußtsein heraus sich über den wirklichen Zustand der Dinge getäuscht hat. Sicher gibt es in der Frühdichtung reine Idyllik und Darstellung der Dinge und des Menschen vom Idyllischen aus. So begegnet etwa in der schönsten und reizvollsten Dichtung Stifters, nicht in seiner größten und bedeutungsvollsten, wie man gesagt hat, — im „Hochwald“ — die Auffassung, daß, wenn man in den Wald ginge, man sich nicht zu fürchten brauche; denn was dort zu hören sei, seien „lauter liebe gute Worte“. Das ist noch romantisch und idyllisch ausgedrückt, meint aber doch bereits das andere, das Tiefere, daß bei genauem Zuhören, beim Stillewerden vor den Dingen, in ihnen das Andere sich enthüllt, ihre Wahrheit und die Ordnung, die sie von Gott her haben. Vermögen und Aufgabe des Dichters aber ist, hinter den Erscheinungen das Gesetz zu suchen, welches ein Gesetz Gottes ist. Diesem tieferen Blick, der die Welt als Abbild einer Ordnung faßt, die wohl verschüttet und verdunkelt ist, dem Menschen aber noch vernehmbar und ihm anheimgegeben, daß er sie wiederherstelle in ihrer ursprünglichen Reinheit, enthüllen sich die Dinge dennoch als gut. So konnte Stifter nun sagen, ohne der Flachheit und Unwahrhaftigkeit zu verfallen: „Gott fügt die Dinge, und sie werden gut sein.“

... gantz Dichtung ...

Münchener Universitätsreden

Neue Folge

Heft 1

Michael Schmaus

Beharrung und Fortschritt im Christentum

Groß 8°. Mit einem Bild des Verfassers, 24 Seiten, geh. DM 1.50

Heft 2

Bruno Huber

Das Prinzip der Mannigfaltigkeit in der belebten Natur

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM —.70

Heft 3

Hugo Grau

**Gedanken über die gegenwärtige Sicht der Anatomie am
Beispiel des Nervensystems**

Groß 8°. Mit 4 Abbildungen, 20 Seiten, geh. DM 1.20

Heft 4

Hans Nawiasky

Max von Seydel

Groß 8°. 16 Seiten, geb. DM 1.—

Heft 5

Theodor Maunz

Toleranz und Parität im deutschen Staatsrecht

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 6

Aloys Wenzl

Immanuel Kants bleibende Bedeutung

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM —.80

Heft 7

Karl von Frisch

Symbolik im Reich der Tiere

Groß 8°. 14 Seiten, geh. DM 1.—

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN

Münchener Univeristätsreden

Neue Folge

Heft 8

Alfred Marchionini

Die moderne Klinik innerhalb der universitas litterarum

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 9

Emil K. Frey

Chirurgie, Forschung und Leben

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 10

Rede des Rektors Prof. Dr. Alfred Marchionini

Ehrenpromotion von Prof. Dr. Pasteur Vallery

und

Rede des Herrn Professors Dr. Pasteur Vallery-Radot-Paris

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 11

Professor Erich Valentin

Mozart in seiner und unserer Zeit

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 12

Übergabe der Verwaltung des Maximilianeums

Melchior Westhues

Über den Schmerz der Tiere

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 13

Feier des 150. Geburtstages von Adalbert Stifter

Hermann Kunisch

Mensch und Wirklichkeit bei Adalbert Stifter

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN